

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau
Band: 2 (1959)

Artikel: Die Türkischrot-Färberei Rikli in Wangen an der Aare
Autor: Roth, Helene
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072148>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE TÜRKISCHROT-FÄRBEREI RIKLI IN WANGEN AN DER AARE

I

Die Wahrzeichen von Wangen, vom Jura aus gesehen, waren zu meiner Schulzeit das Silberband der Aare, die alte Brücke, die Türmchen des Städtchens, die Kirche und die zwei Hochkamine der Riklischen Rotfarb.

Um die Jahrhundertwende brachten die Verhältnisse in der Textilbranche dieses Unternehmen zum Stillstand. Eine Weile noch blieb das höhere der zwei Kamine stehen. Mit sicherem Instinkt entdeckten Störche den königlichen Horst, umflatterten ihn tagelang mit ihren weissen Flügeln und entschlossen sich schliesslich, in der luftigen Höhe ein Nest für ihre Jungen zu bauen.

Als die Gemeinde Wangen das einstige Fabrikareal für ein neu zu erbauendes Schulhaus erwarb, wurde das Kamin abgetragen, und neues Leben blühte aus den Ruinen der alten Rotfarb (1904).

Wer heute von Wiedlisbach her zur Brücke von Wangen kommt, dem fällt linkerhand ein schöner alter Wohnstock auf, der Stadthof (heute Haus Bürgi), an dessen Rundbogen das Riklische Wappen, ein halbes Mühlerad, darüber ein nach unten geöffneter Zirkel, gemalt ist. In dieses Haus hat 1747 der Zoll-Commis und Dragonerhauptmann Johann Heinrich Sigrist seine junge Frau, Maria Rikli, heimgeführt. Er holte sie über die Aarebrücke aus dem Stamm- und Sässhaus der Familie Rikli (heute Haus Schweizer), das «Bysenseite an den Mühlebach, Oberwinds und Sonnenseite an die Landstrasse und Bergseite an die Ländtistrasse» grenzte, wie man damals sagte. In diesem Hause wurde schon im 17. Jahrhundert indigoblau und schwarz, sowohl Tücher als auch Garn und alte Kleider, für den Gebrauch der Umgegend gefärbt, weshalb die dortige Mühlebachbrücke und der Brunnen Farbbrüggli und Farbbrunnen hiessen. Weitere noch heute stehende Riklihäuser sind das alte Rotfarbhaus mit den von Säulen getragenen Lauben, unter welchem früher ein Kanal des Mühlebachs geleitet worden war, um das Abwasser der Färberei aufzunehmen. Der Aufbau einer stattlichen, weiträumigen Wohnung, direkt über Lokalitäten mit Wasch- und Färbereinrich-

tungen, mutet nach heutigen Begriffen wohl etwas sonderbar an. Sehr wahrscheinlich wurde aber auch das Schwergewicht der Fabrikation bald auf andere, neu hinzugekommene Gebäulichkeiten verlegt (Das alte Rotfarbhaus und die Rotfarbscheune gehören heute Roth & Co). Ebenfalls am Mühlebach steht der 1830 erbaute, stattliche Wohnstock, einst bewohnt von Rudolf Rikli-Suter und nach ihm von dessen Sohne Rudolf Rikli-Fisch. (Dieses Haus gehört heute Herrn W. Berchtold.) Auf einer Anhöhe oberhalb des Rainhofes steht das freundliche Landhaus, der Friedberg, das sich Abraham Friedrich Rikli-Moser 1845 als Ruhesitz erbaute und in welchem sich dank der Hingabe und Tatkraft von Frau Rikli-Martin der Niederuzwilerzweig der Familie erhalten hat und in harter Arbeit wie ein kräftiger Rosenstock zu frischem Leben ausschlägt und aufblüht.

Die Familie Rikli besitzt eine interessante Familienchronik¹; blättert man darin, so beleben sich auf einmal die alten Häuser mit charaktervollen Gestalten, klar und deutlich heben sich die einen ab, verschwommener die anderen. Weit her aus dem Nebel der Geschichte taucht der alemannische Name eines Richlin, Bürgers von Wangen auf, der um 1390 bei der Verteidigung gegen Österreich als Vogt sich mutig einsetzte. Ende des 16. Jahrhunderts wird Martin Rikli, Burgermeister von Wangen erwähnt, und nach ihm weist die Familie noch 5 Burgermeister bis 1798 auf. Sein Sohn war wahrscheinlich schon Besitzer des Riklischen Stammhauses und der damit verbundenen primitiven Farb, musste es aber wegen finanziellen Misserfolges verlassen. Erst der markanten Gestalt des ersten Wangener Salzfaktors, des Zimmermanns und Schreiners *Samuel Rikli*, 1691–1766, Grosssohn von Martin Rikli, gelang es, das Haus samt Farbbütten wieder zu erwerben und 1732 so auszubauen, wie es heute noch gross und hablich vor uns steht. Samuel Rikli ist als ein kräftiges Reis aus dem Obergeraaguervolk und Boden herausgewachsen. Es ist interessant, anhand der Chronik zu verfolgen, wie seine Familie, einer gesunden Pflanze ähnlich, durch der Zeiten Gunst und Ungunst hindurch sich behaupten und entwickeln konnte. Früh melden sich einzelne, der Familie eigene Begabungen und Neigungen, grünen Blättern gleich. Nicht alle können sich entwickeln. Kräftigere Schosse folgen nach und gelangen zum Blühen, mehr und mehr in Verbindung mit der Farb, die sie nährt und erhält und die ihrerseits in ihrem Gedeihen zum grossen Teil wieder abhängig ist von den Eigenschaften der Familie.



Salzfaktor Samuel Rikli-Senn 1753–1813, Salzfaktor und Bürgermeister von Wangen.
(Nach Gemälde im Besitz von Frau Dr. August Rikli, Langenthal)

II

Tatkräftig, mutig, wohlwollend schaut Samuel Rikli aus einem alten Ölbild auf die Nachwelt. Man kann es sich lebhaft vorstellen, wie der energische Mann, von Landvogt Oth wegen eines Streitfalles des Sägibachs aufs Schloss gerufen, aufrecht durchs Städtchen geht. Als in der Hitze des Verhörs der Landvogt mit seinem Stocke nach ihm schlagen will, zieht Samuel Rikli, wie berichtet wird, ruhig den Hammer aus seiner Schreinerschürze und sagt: «Herr Landvogt, den ersten Streich will ich erwarten, aber den zweiten nicht.» Es zeugt aber auch für die Einsicht des Landvogtes, dass er es dabei bewenden liess und den unerschrockenen Mann später den gnädigen Herren in Bern als Vorsteher der neu gegründeten Hauptsalzfaktorei in Wangen vorschlug. Die Berner Regierung hatte das Salz, das sie aus Bayern und Tirol bezog, zu einer Art Staatsmonopol gemacht. In Nidau und in Wangen waren Salzlager, am letzteren Ort in dem 1730 erbauten Salz- und Kornhaus, von wo aus der Salzbedarf der Ämter per Schiff oder Wagen gedeckt wurde.

Sehr wahrscheinlich war es der Wunsch Samuel Riklis, sein Sohn *Johann Rudolf Rikli* (1722–1779) möchte ihm in dem geachteten und einträglichen Amte eines Salz faktors nachfolgen; immerhin wollte ihn der erfahrene Mann nicht der Gnade oder Ungnade der Berner Regierung ausliefern, weshalb er zuerst ein Handwerk erlernen sollte. Zu gut erinnerte man sich im Obergeraargau damals noch der blutigen Unterdrückung des Bauernkrieges, der das nahe Herzogenbuchsee in Asche legte und in Bern die Aristokratie über den alten demokratischen Staat, wie er seit der Reformation bestanden hatte, triumphieren liess. Es war auch die Zeit, wo der wagemutige und makellose Major Davel, 1670–1723, der sich von Gott berufen fühlte, die Waadt von Bern zu lösen, weil er mit der damaligen bernischen Regierungsform nicht einverstanden war, hingerichtet wurde. Söldnerdienst und das Beispiel des verschwenderischen Hofes Ludwig XIV. hatten das gärende Gift des Hochmutes und der Ausschliesslichkeit in die Herzen vieler der regimentsfähigen Familien gegossen, was seit 1651 den Kreis der wirklich regierenden Familien immer mehr verengerte und abschloss.

Samuel Rikli liess seinen Sohn Rudolf in seinem Hause zu Wangen durch Färbermeister Dysli aus Wynau zum Färber ausbilden und schickte ihn zur Weiterausbildung in ein waadtländisches Städtchen «hinter Lausanne». Das Färben beruhte im Altertum und Mittelalter bis in die Neuzeit hinein auf alt überlieferten Rezepten, die von ihren Inhabern begreiflicherweise streng

gehütet wurden. Meistens waren es Extrakte von Pflanzen, die den Grundstoff zu den Farbmitteln lieferten, wie zum Beispiel die Indigopflanze, die den Ausgangspunkt für eine ganze Reihe von Farben bildete (Indigoblau, Indigobraun, Indigorot usw.); daneben das aus dem Altertum bekannte Purpurfärben (Violett, Rot bis Gelb), dem die Verwendung aus dem Meere geholter Purpurschnecken zu Grunde liegt.

Rudolf Rikli war weichen Gemütes als sein Vater, was sich auf einem von ihm erhaltenen Ölbild deutlich zeigt. Er kam in Kontakt mit dem damals neu erwachenden böhmischen Pietismus, der Hohe und Niedere, Gelehrte und Ungelehrte zu jener Zeit ergriff. Gegen den Willen seines Vaters besuchte Rudolf die religiösen Versammlungen beim Schlosser Conrad Anderegg in Wangen. Dr. Kopp in Wiedlisbach musste, seiner religiösen Gesinnung wegen, eine längere Gefangenschaft auf dem Schloss Bipp durchmachen. Die Bernische Regierung beanspruchte das Recht, auch die intimsten und heiligsten Regungen des menschlichen Herzens nach ihrem Gutdünken zu lenken. Dr. Kopp wurde erst frei, als ein ihm befreundeter Pfarrer ein Gedicht an die Tür des Landvogtes Freudenreich heftete, in welchem gefragt wird, wie ein Landvogt mit dem schönen Namen Freudenreich einen ehrenwerten Bürger um des Glaubens willen so leiden machen könne! Rudolf Rikli kam wegen seiner extremen religiösen Gesinnung in Konflikt mit seinem Vater, und mit den Worten, «dass man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen», ergriff Rudolf den Wanderstab und verliess vorübergehend das väterliche Haus, kehrte aber wieder zurück, versöhnte sich mit dem Vater, der ihm 1750, mit Zustimmung der gnädigen Herren, das Amt des Salz faktors übertrug.

III

Rudolf Rikli hätte aus seiner religiösen Gesinnung heraus seinen Sohn *Samuel Rikli*, 1753–1813, gerne zum Theologen gemacht. Er schickte ihn deshalb an die Lateinschule nach Zofingen und 1765 für ein Jahr zur weiteren Ausbildung ins damals noch bernische Waadtland. Im alten Bern, wo die Kirche den Staat und der Staat die Kirche stützte, durften aber nur Bürger von Bern, Thun, Burgdorf und Biel Theologie studieren. Frei war das Studium der Rechte und der Medizin.

Der junge Samuel Rikli, ein Hüne von Gestalt, mass er doch sieben Bern-



Der letzte Rotfarbarbeiter, Hansulli Tanner-Klaus, ca. 1832–1918; nach Originalzeichnung von Helene Roth, um 1907

schuh, und einer der schönsten Männer seiner Zeit, war auffallenden Gemütes. Ein Zerwürfnis mit dem Vater brachte ihn auf den Gedanken, nach Amerika auszuwandern.

Der Vater unterrichtete einen Verwandten Sigrüst in Amsterdam von des Sohnes mutmasslichen Absichten, und diesem gelang es, den Jüngling zur Heimkehr zu bewegen. Innert 18 Wochen reiste Samuel heim, nicht ohne vorher London und Paris besucht zu haben. In den Arkaden Berns begegneten sich unvermittelt Vater und Sohn. In seinem raschen, aber guten Herzen längst versöhnt, vergab der Vater dem Sohne den unüberlegten Entschluss und ging stehenden Schrittes zu den gnädigen Herren, um von diesen die Übertragung des Salzfaktoramtes auf seinen Sohn zu erwirken; er selber wollte sich auf den Rainhof zurückziehen (um 1775).

Zwischen den Landstädtchen Wangen a. d. Aare, Aarburg und Zofingen bestanden von jeher enge Beziehungen verwandtschaftlicher Art, und Gastfreundschaften gingen hin und her. Von einem Besuch in Zofingen heimgekehrt, bat Samuel Rikli seine Schwester, sie möchte zu Oheim und Base nach Zofingen fahren und ihm ihre Eindrücke von den dortigen Jungfräuleins heimbringen. In Zofingen meldete die Schwester dem Oheim und der Base den Auftrag des Bruders. Bereits hatte sie mit Hilfe der Verwandten drei Zofinger Töchter besucht, aber erst bei der vierten, der Jungfer Salome Susette Senn fand sie, was ihr den Wünschen ihres Bruders zu entsprechen schien. Um sich ein kleines Taschengeld zu verdienen, verfertigte Jungfer Senn, die mit ihrer Mutter zusammenlebte, allerlei niedliche Handarbeiten. Im Auftrage ihres Bruders bestellte die Schwester ein kleines Kindskäppchen für einen Täufling. Sie benachrichtigte Samuel, der mit seiner Chaise anrückte und die zwei Töchter auf ein Fährchen nach Rothrist einlud, wo in einer Herberge eingekehrt wurde. Dort stand vor jedem Gast ein geschliffenes Gläschen mit Zeichnung und Inschrift. Auf Samuels Glas war ein Hündchen, festgehalten an leichtem Bande und darüber die Worte: «Ich bin gebunden». Samuel nahm das als gutes Omen, kehrte daraufhin noch öfters in der Wirtschaft ein, erstand das Gläschen, legte es mit dem Käppchen zusammen in ein kleines Schächtelchen, wo es noch heute auf dem Friedberg zu Wangen liegt.

Es war ein gutes Band, das am 5. Februar 1782 diese zwei Menschen vor dem Traualtar fürs Leben vereinigte, den Salzfaktor und Grenadierhauptmann *Samuel Rikli-Senn* (1753–1813), dessen Stimme so laut schallte, dass man sie, wenn er auf der Allmend exerzierte, jenseits des Gensberges an der

Buchsstrasse hören konnte, und die liebliche Salome Susanne Senn (1764–1835), die wir uns beide, nach verschiedenen erhaltenen Bildern so gut vorstellen können.

Als das junge Paar im Riklischen Sässhaus einzog, erfreute sich das Bernerland einer Zeit des Friedens und der Ruhe. Die bernische Regierung hatte aus dem Bauernkrieg ihre Lehren gezogen und regierte im allgemeinen mit milder Bevormundung der Untertanen. Eine musterhaft geführte, sparsame öffentliche Verwaltung gab ihr die finanzielle Macht und grosses Ansehen in der Eidgenossenschaft und darüber hinaus. Ausländische Reisende wunderten sich, dass bei uns der Bauer wie der Bürger und der Bürger wie der Edelmann in den umliegenden Ländern wohne. Johann Rudolf Tschiffeli, der seine Jugend auf Schloss Wangen verbracht hatte, gründete 1759 die ökonomische Gesellschaft, welche den Kartoffelbau anregte und vorschlug, die Dreifelderwirtschaft mit den beweideten Brachflächen aufzugeben und im Hackbau Ölfrüchte und Klee anzupflanzen. Auf den Bauernhöfen übernahm gewöhnlich der jüngste Sohn das väterliche Gut und zahlte seine Geschwister aus, wodurch diese «freiherrlichen Bauernhäuser», wie Gotthelf sie nennt, entstanden und erhalten blieben. Handel und Gewerbe waren frei, und da das Patriziat dem Handel abhold war, entstand auf dem Lande eine glückliche Verbindung von Landwirtschaft und Hausindustrie, woraus sich später die ersten Industrien, wie zum Beispiel die Leinenweberei der Familie Schmid in Eriswil und andere mehr entwickelten. Der Landvogt der Stadt Bern residierte im Schloss, bezog seine Sporteln und Gebühren, um nach sechs Jahren einem andern den einträglichen Posten zu überlassen. Der Land-schreiber besorgte seine Skripturen und lebte auch nicht schmal von den zusammengetragenen Batzen und Kronen des Volkes. Die Kehrseite in diesem in mancher Beziehung musterhaften Staat bildete das vernachlässigte Schul- und Armenwesen, sowie die Ausschliesslichkeit und Abgeschlossenheit der Regierung.

Es gab aufgeschlossene Berner, welche die Einseitigkeit erkannten und scharf rügten, wie Beat Ludwig von Muralt, der in seinen «Lettres sur les Anglais et les Français» den göttlichen Instinkt im Menschen als Quelle der ewig schaffenden Erkenntnis nennt, findet denselben ausgebildeter bei den Engländern wie bei den Franzosen. Ein anderer Berner, Karl Viktor von Bonstetten (1745–1832), verliess freiwillig seine Vaterstadt und seine Ämter, um den Rest seines Lebens in Genf zu verbringen, wo sich geistreiche Engländer, Franzosen und Russen niedergelassen hatten. Hier hörte er die «Stimmen der

Freiheit, die den Staaten heilsam sind und die den Winden gleichen, die das Wasser vor Fäulnis bewahren».

Der Genfer Jean Jacques Rousseau (1712–1778) suchte in seinem *Contrat social* die gültige Form der Volkssouveränität für seine Vaterstadt zu finden. Seine Gedanken zündeten in Frankreich, wo es schon lange wetterleuchtete, während bei uns noch alles in tiefem Frieden lag. – Die Revolution brach aus, die Ereignisse überschlugen sich, der Königsthron brach zusammen, die Unordnung nahm ihren blutigen, furchtbaren Verlauf. 1795 wurde Napoleon Bonaparte Kommandant der Pariser Garnison, 1797 reiste er durch die Schweiz, und im Dezember desselben Jahres wurde in Paris der Überfall auf Bern beschlossen. Aber die schweizerische Tagsatzung war noch im Januar 1798 für Nachgiebigkeit, und erst am 2. März erhielt General von Erlach die Erlaubnis zum Angriff. Es war zu spät. Der 5. März brachte den mutigen Sieg von Neuenegg, die traurige Niederlage im Grauholz und die Einnahme Berns, das noch nie einen Feind in seinen Mauern gesehen hatte.

Zwischen dem 3. und 4. März 1798 zogen 2500 Franzosen durch Wangen und bezogen hier zum Teil Quartier. Am 19. März wurde der letzte Landvogt von Wangen, Wytttenbach, seiner Ämter enthoben.

Erhalten ist aus dieser Zeit ein dickleibiges, stark in Leder gebundenes Kassabuch der Salzfactorei, auf dessen erster Seite steht: «Samuel des Salzfactors zu Wangen durch meine Ehegeliebte Susanne Rikli geborene Senn aus Zofingen unter meiner Aufsicht und in meinem Namen geführte Kassabuch, angefangen auf 1. Januar 1798, geendet am 10. Dezember 1807.»

Beim Lesen dieser Eintragungen sieht man unwillkürlich die kluge Frau Salzfactorin die Gänsefeder in die Tinte tauchen, sie beiseite legen und aufhorchend aufblicken, wenn Fuhrleute und Schiffleute ins Zimmer treten, um die betreffenden Frachten auszuliefern oder in Empfang zu nehmen; die Salzküfer kommen und wollen Bezahlung für die neu erstellten oder geflickten Salzfüsser; die Leinenweber erscheinen, um Garn in Empfang zu nehmen, oder das zuletzt erhaltene, nun zu starkem Zeug verarbeitete, der Frau Salzfactorin auszuliefern. Geldsendungen gehen von den umliegenden Ämtern ein und müssen nach Bern oder dorthin, wo die Verwaltungskommission sie haben will, weiterspediert werden. Bis zur Übergabe Berns an das französische Invasionsheer (1798) bezog Bern seine Salzlieferungen, wie schon erwähnt, aus Bayern und Tirol. Vom 1. Januar 1799 an kam das Salz ausschliesslich aus Lothringen und über Basel bis Langenbruck, wo es der dortige Ochsenwirt umzuladen hatte. In Bern residierte als Präsident der

Salzkammer ein Herr von Steiger. Frau Salzfaktor Rikli weiss, dass seit dem Übergang die Revisionskommission plötzlich ihre Bücher kontrollieren kann, und klugerweise ändert sie ab März 1798 die frühere Bezeichnung Junker Steiger nun in Bürger Steiger.

Wir hören, dass von 1798–1799 vier Kriegssteuern zu bezahlen waren, wozu noch ständige Abgaben an die Regierung und an die eingedrungenen Franzosen kamen. Auch Pferde und Geschirr waren requiriert. Am 6. April 1798 steht im Kassabuch: «Bereits unterm 22. März eine doppelte Summe nach Solothurn geliefert, da aber bei den damaligen unsicheren Umständen sowohl Bücher als Kasse verborgen gewesen und man im Schrecken sich nicht an alles der Reihenfolge nach erinnerte, so tue ich allhier diese Summe, behöriger massen' ins Ausgebenbuch bringen mit Kronen 4000.—» (ca. 80 000 heutige Franken).

Zur Zeit der Helvetik wurde Samuel Rikli Distriktsstatthalter. Ständig kamen Einquartierungen in das Salzfactorenhaus. 1802 zogen die französischen Truppen wieder ab. Schultheiss, Rät und Burger wurden wieder eingesetzt mit einer Standeskommission als provisorische Regierung in Bern. Am 19. Februar 1803 gab Bonaparte, in jener Zeit lebenslänglicher erster Konsul, der Schweiz die Mediationsakte, die aus der Waadt und dem Aargau selbständige Kantone machte. Nach der Völkerschlacht von Leipzig 1813 und nach der Abdankung Napoleons fiel die Mediationsakte dahin. Der österreichische Einfluss brachte in Bern im Herbst 1815 die urkundliche Erklärung der Restaurationsverfassung.

Damals vertraten einzelne weitblickende Patrizier die altbernische Kultur noch einmal aufs würdigste. Es folgten Jahre der wirtschaftlichen Erholung. Das Land schickte seine Vertrauensleute als Ratsherren in den Grossen Rat nach Bern.

IV

Unsere heutige Generation, die zwei Weltkriege überstanden hat, kann es einigermaßen verstehen, wie, trotz der sich unaufhaltsam folgenden welterschütternden Ereignisse, die Tage, die Jahreszeiten und das Leben in der Familie ihren Lauf nahmen. Die Salzfactorenfamilie Rikli schickte weiter ihre Töchter zur Erlernung der französischen Sprache in welsche Familien und die zwei grösseren Buben an die Kantonsschule von Aarau, wo sie wegen ihren Lockenköpfen Gross- und Kleinrubi genannt wurden. Der Jüngste, Jakob,

kam zu Pestalozzi nach Yverdon. Auf dem Friedberg zu Wangen befindet sich die Kopie eines schönen Familienbildes, die Eltern Rikli-Senn auf einer Bank im Rainhofwäldchen darstellend, umgeben von den drei Söhnen und fünf Töchtern, Mutter und Töchter alle in der kleidsamen Tracht des Empire.

Im Januar 1719 erschien erstmals in London die Geschichte von Robinson Crusoe. Eine französische Übersetzung dieses in England so erfolgreichen Buches kam 1721 in Amsterdam «chez l'Honoré et Chatelaine» heraus. In den Französisch-Stunden an der Kantonsschule in Aarau begeisterte sich Abraham Friedrich Rikli, kurzerhand Fritz genannt, an Robinsons Abenteuern. Am 11. Juni 1808 entwich Fritz Rikli mit seinem Freund Hummel von Lindau am Bodensee aus dem Haus der Pflegeeltern Rahn in Aarau, als diese auf Schloss Brunegg bei Frau Sigrist auf Besuch waren. Bis Sissach zogen die zwei dreizehnjährigen Jungen zu Fuss, um von dort mit dem Botswagen nach Basel zu fahren, wo Hummel seinen in einem Handelshause tätigen Bruder aufsuchte. Dieser machte ihm Vorstellungen wegen seines unüberlegten Streiches und sagte, dass sein Verführer Rikli in die «Chefi» gehöre. Hummel teilte das Rikli mit, worauf dieser, Ränzel und Mütze im Stiche lassend, Hals über Kopf davonrannte. Am Fusse des Passwangs, wo er übernachtete, kaufte er sich eine weisse Bauernkappe mit Zöttelchen und gab sich als Müllerbursche aus. Durch die Balsthaler Klus und den Oberbipper Fussweg kam er schliesslich bis zur Wangener Brücke, wagte es aber nicht, sie zu betreten, sondern lagerte sich am Hang des Attiswiler Fussweges ins hohe Gras. Der hereinbrechende Regen trieb ihn schliesslich doch ins Städtchen und in eine kleine Pintenwirtschaft, dem väterlichen Hause gegenüber (von seinem Vater an eine Base verpachtet). Da er dort kein Nachtlager fand, versuchte er es bei der Familie Schwander im Rössli, wo man ihn unerkannt mit Maurergesellen zusammenlegte. Anderntags begegnete er beim Ofenhaus seiner Schwester, die ihm um den Hals fallen wollte. Doch er verleugnete sich und schlich ins Rainhofwäldchen, als just ein Knecht des Vaters Chaise nach Wangen hinunterführte. Er nahm deshalb an, dass dieser fortfahren werde, und wagte es, wieder in die Pinte zurückzukehren, wo die Schwester Susette und schliesslich die Mutter selber den fremden Müllerburschen ansehen kamen, der so auffallend ihrem Fritz gleiche. Mit den Worten: «Du arme Fritz, was hesch du üs für nes Härzeleid ato», nahm ihn die Mutter bei der Hand, führte ihn nach Hause und schloss ihn im «Säli», einem nach Norden gelegenen Zimmer, vorderhand ein. Nach des heimgekehrten Vaters Befehl hatte Fritz dort bei Wasser und Brot zu bleiben. Mit allerlei einge-

schmuggelten guten Bissen verbesserten die Schwestern die schmale Kost. Schliesslich setzte der Junge eine Bittschrift auf, deren Refrain immer war: «Vater, Mutter, verzeihet mir!». Das brach wohl des Vaters Zorn, bewirkte die Freilassung, aber Fritzens Traum, wie sein Bruder Karl studieren zu dürfen, war ein für allemal ausgeträumt. Das heisst: sein ganzes Leben lang blieb ihm die Neigung, in der Einsamkeit höheren Gedanken nachzugehen. Nach des Vaters Befehl sollte Fritz Färber werden und die im Hause befindliche Färb ausbauen. Im Mühlefeld, unweit der heutigen Eisenbahnbrücke, baute sich Fritz ein Hüttchen, Einsiedelei genannt. Dort lernte er seine Lieder und Sprüche für den Konfirmandenunterricht bei Herrn Dekan Dachs, schaute nach dem blauen Jura, den vorüberziehenden Wolken, auf die rauschende Aare und liess seinen romantischen Gedanken freien Lauf.

Von 1811–1814 kam Fritz in eine strenge Lehre zu Färbermeister Brugger auf das Liebefeld bei Bern. Noch in späteren Jahren glaubte er in Angstträumen sich dort zu befinden. Nach Bern schreibt ihm seine Schwester Catton, die spätere Frau Jakob Roth-Rikli, dass die liebe Mutter bekümmert sei um des Vaters Gesundheit, und am 15. Juni 1813 starb Salzfaktor Samuel Rikli. Alle Kinder eilten heim zum Begräbnis, so auch Karl², der als Student der Rechte in Heidelberg weilte, zu jener grossen Zeit, als auf den deutschen Hochschulen der Ruf nach Freiheit erklang.

V

Für Frau Salzfaktor Rikli-Senn war es eine grosse Enttäuschung, dass ihr ältester Sohn Karl die Salzfaktorstelle als Nachfolger des Vaters nicht erhielt, sondern dass ein Bernburger, Herr Rudolf Wyss, gewählt wurde. – Allerdings verlobte sich dieser bald nachher mit Karls Schwester Karoline und blieb seiner Schwiegermutter Frau Rikli-Senn zeitlebens eng verbunden.

Ihrem Sohne Karl erlaubte die Mutter, das Studium der Rechte, das er auf des Vaters Wunsch begonnen, mit dem Studium der Theologie, das ihm mehr am Herzen lag, zu vertauschen.

Nach der Völkerschlacht von Leipzig 1813 war ein Teil der Nordarmee über den Unterrhein gekommen, und Schwarzenberg zog mit seinen Österreichern bei Basel über den Rhein. Die österreichischen Truppen brachten das Nervenfieber in die Schweiz, und auch in Wangen sah man fast täglich Leichenzüge, wie Frau Rikli in ihren Aufzeichnungen bemerkt. Nach der

Rückkehr Napoleons von Elba, 1815, kam preussische Einquartierung nach Wangen, von welcher man nichts Gutes erwartete, die sich aber allenthalben das Lob der Rechtschaffenheit erwarb. Frau Rikli erwähnt in einem Briefe: «Ein Auditor und ein Doktor sind bei uns im Quartier, sehr artige, brave Leute, sonderlich der Doktor, ein junger Mann von 26 Jahren. Er sagt mir ‚meine liebe Mamma‘ des Tages ich weiss nicht wie viel mal.» Berechtigte Sorgen machten ihr in diesen Kriegszeiten Fritzens, des Handwerksgesellen, bevorstehende Wanderschaft, und sie schlägt ihm vor, trotz allem Schweren, sich vorderhand bei Herrn Brugger als Geselle zu verpflichten. Zu Hause beginnt Frau Rikli auf der Jakobsmatt mit dem Bau der neuen Farb. Fritz aber zieht am 15. August 1814, den Stab in der Hand, zum Städtchen hinaus auf die Wanderschaft, wie ein hübsches Bildchen in der Riklichronik zeigt. Sein innerer Stab und Halt sind Mutters Briefe und Gebete. Freuden und Leiden des Handwerksburschendaseins reden aus Fritzens Briefen, die aus Zürich, St. Gallen, Augsburg, Ilmenau, Hamburg, Greifswald, Weimar, Berlin nach Wangen kommen, wo sie von Mutter und Geschwistern miterlebt werden. In einem Brief aus Hamburg vom 27. Dezember 1814 lesen wir: «Fast drei Wochen war ich auf der Reise und habe ein einziges freies Nachtlager gehabt, hie und da wurde ich fortgeschickt, ohne einen Heller zu bekommen, ging es gut, so gab es einen, zwei, drei oder höchstens vier Groschen. Damit ging ich ins Wirtshaus, bekam ein Glas Schnaps, schwarzes Brot, ein wenig Söuschmalz, darauf ein wenig Stroh in die finstere kalte Stube gestreut. Hatte ich dann den Tag über bei den abscheulichsten Wegen 8 bis 9 Stunden gemacht, so konnte ich das Bündel unter den Kopf nehmen und auf dem Stroh sanft ausruhen. War ich dann ein wenig erwärmet, so belauschten mich von allen Seiten sechsbeinige kleine Nachbarn; als es über 14 Tage so dauerte, da dachte ich: ‚Jetzt bin i i der Frömdi‘.» Beim Lesen solcher Schilderungen griff die besorgte Mutter zur Feder und bat den einst bei ihr einquartierten Dr. Ritter in Berlin, er möchte in der dortigen Handwerksburschenherberge einen Bericht für Fritz Rikli hinterlassen, diesen auffordernd, wenn er dorthin kommen sollte, ihn aufzusuchen.

Während eines Aufenthaltes in Greifswald, wo Fritz wegen eines kranken Fusses bleiben muss, steigen wieder robinsonartige Pläne in ihm auf. Es kommt ihm der Gedanke, als Missionar zu den Tataren zu ziehen, nach Russland zu reisen und den Zaren um Verständnis und um Unterstützung für sein Vorhaben zu bitten. Ganz abwegig waren solche Gedanken nicht, sie lagen gewissermassen in der Luft, bat doch Zar Alexander selber Pestalozzi, als er

ihn in Basel umarmte, nach Russland zu kommen und ihm seine Völker erziehen zu helfen, und kam doch die baltische Baronin Frau von Krüdener, die den Zaren Alexander von Russland für die heilige Allianz beeinflusst hatte, mit ihrem Gefolge von Armen und Kranken im Mai 1817 nach Wangen, wo sie im Bad Unterholz übernachtete, aber vom damaligen Oberamtmann Thormann ausgewiesen wurde. Bruder Karl Rikli, der Theologiestudent, schreibt an Fritz: «Du, ein Schweizer, wolltest zu den Füßen eines Monarchen Gnade und Unterhalt erflehen, während Gott Dir Kräfte gegeben hat, Dich und die Deinen mit Ehre zu ernähren ... Kehre um, entreiss Dich Deinen Träumen ... Erkenne, dass es jetzt der Wille Gottes ist, dass Du als Färber lebst und heimkehrst ... Täusche nicht die Hoffnungen, die alle auf Dich setzen. Wenn Du in eine grosse Stadt kommst, so sieh, dass Du einen Kurs in der Chemie anhören kannst, das wird Dir für Dein ganzes Leben von grossem Nutzen sein. Wenn Du nach Paris zu gehen gedenkst, so schreibe mir vorher, vielleicht könnte ich Dir dann Rekommandationen verschaffen. (Karl wurde bald darauf Hauslehrer beim französischen Gesandten in der Schweiz, dem Grafen Talleyrand.) Auch glaube ich, es würde Dir nützlich sein, gut türkisch Rot färben zu lernen, wozu in Frankreich auch die beste Gelegenheit sein soll.» Im April 1815 berichtete Fritz an seine Mutter: «Nachdem ich fast drei Wochen krank gelegen hatte, reiste ich straks nach Berlin.» Er erwähnt, dass er nur die Absicht habe, eine Nacht in Berlin zu bleiben. «Am Morgen früh», so steht es in Fritzens Brief, «als ich beabsichtigte fortzureisen, da fragte ich den Herbergsvater, ob Briefe für mich da seien. Da antwortete er, es habe eine gewisse Herrschaft, die sich Ritter nenne, ihre Magd hieher geschickt mit dem Befehl, dass, wenn ein Rikli hier anlange, man ihn schnell zu ihnen weisen solle. Da stand ich bald in meiner Reisekleidung, abgeschabter Reisejake, geflickten zwilchenen Hosen, über und über geflickten Schuhen, zerrissenem Wachstuch über dem Hut, mit meinem sechs Tage alten Hemde, in einem fürstlichen Zimmer vor Madame Ritter.» Der Sohn von Frau Ritter, der in Wangen im Quartier gelegen, und seine junge Braut, nahmen sich in der Folge Fritzens, der mit seinen letzten Batzen neue Schuhe gekauft und das Hemd gewechselt, aufs liebenswürdigste an und baten ihn, doch wenigstens einen Monat bei ihnen zu bleiben. Fritz aber entschloss sich, nach drei Tagen weiterzuziehen, und Herr Dr. Ritter, seine Braut und dessen Schwester begleiteten ihn in ihrer Chaise noch ein gut Stück Weges. Fritzens Plan war, über Leipzig, Dresden, Prag nach Wien zu reisen, aber Dr. Ritter riet ihm, sich bei diesen Kriegszeiten und

auch wegen seiner Gesundheit der Heimat zu nähern. So befand sich Fritz am 9. Mai 1815 schon auf Schweizerboden in Schaffhausen. Er ging aber nicht stracks nach Hause, denn er wollte noch das Farbdrucken erlernen und reiste über Küsnacht, Arth Goldau, Schwyz, Einsiedeln, Lachen nach Glarus. Ganz entzückt schreibt er seiner Mutter von der Aussicht, die er vom Etzel aus auf Rapperswil und den Zürichsee genossen, und in Glarus, fern von allem Kriegsgeschrei, freut er sich an den emsigen Spinnerinnen, die vor ihren Hütten sitzen und Lieder singen. Nebenbei fragt Fritz seine Mutter, ob bald die Aufrichti in der Farb sei, denn er möchte nicht vorher heimkommen. Die Mutter schreibt ihm: «Begib Dich nicht in den Bergen in Gefahr, wie die Waghalse von Engländern.» Es ist das Zeitalter, wo die ersten Engländer in die Schweiz kamen und begeistert ein Tal nach dem andern entdeckten und Erstbesteigungen ausführten, wo ihr Maler Turner mit Skizzenblock und Aquarellkasten über die Pässe wanderte.

Vom Toggenburg aus schreibt Fritz: «Wattwil ist ein freundliches Dorf in einer schönen Gegend gelegen, alle Häuser sind fast Palästen gleich, es wimmelt von Fabriken, Webereien, Druckereien, Färbereien, besonders in Türkischrot, welches ich vielleicht auch noch lernen kann. Am 18. Oktober 1815 berichtet die Mutter an Fritz, nachdem sie ihm vorher schon öfters in Briefen erwähnt hatte, dass seine Farb prächtig werde: «Freue Dich, Gott sei Dank, am letzten Montag ist die «Aufrichti» recht glücklich vorbeigegangen. Ich war so froh über Karl, er hatte den Keller übernommen, es waren 94 Gedecke ... Du solltest doch nächstens Deiner Schwester Catton (Frau Jakob Roth in der Gass) schreiben und danken für alles, was sie und ihr Mann an Deinem Gebäude getan, denn Dein Schwager Jakob Roth hat die beiden Tage der Aufrichti, Samstag und Montag gearbeitet, als ob es seine eigene Sache gewesen wäre, und nachher beim Ziegellangen waren er und die Knechte den ganzen Tag dabei.»

VI

Um die Festzeit 1816 ist Fritz endlich wieder zu Hause, und der Neujahrstag 1817 vereinigt die ganze Familie.

Im Hause des Handelsmannes Joh. Moser in Herzogenbuchsee lernte Fritz dessen Tochter Verena kennen, die er am 1. September 1818 (Fritz war 22 und seine Braut 19½ Jahre alt) glücklich heimführte. Im darauffolgenden

Juni 1818 wurde Fritz die Farb durch seine Mutter abgetreten. Die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft schickten nun alte Röcke, Hosen, Tschöpel, Fürtücher und einzelne Strängen Garn zum Färben und Umfärben. Ein Handelshaus Louis Jean Jacques Petitpierre aus Neuchâtel sandte englischen Manchester zum dunkler Färben. Neben der Farb fing Fritz auch einen Katunhandel an. Leider kam bald nach der Übernahme der Farb durch Fritz ein Umschlag in die ganze schweizerische Farbunternehmung. Bis dahin wurden Produkte verschiedenster Art trotz beschränkten Verkehrsmöglichkeiten oft zum Teil unglaublich weit herumgeschoben, um die verschiedenen Fabrikationsprozesse bis zum kundenfertigen Stadium zu absolvieren. Die böhmischen, mährischen, niederländischen Tuchfabrikanten, die ihre Erzeugnisse früher zum Färben in die guten Färbereien nach der Schweiz gesandt hatten, fingen an, das Färben, Appretieren ihrer Tücher selbst zu besorgen. Das war ein schwerer Anfang für den jungen Geschäftsmann. Ein treuer Freund aus der Aarauer Kantonsschule, Gottlieb Herzog, riet ihm, wie schon Bruder Karl, die Türkischrot-Färberei zu erlernen und meinte, «wenn noch 20 Rotfärbereien in der Schweiz entstehen würden, so hätten sicher alle genügend Arbeit». So entschloss sich der junge Ehemann und Vater Fritz Rikli, nach Rouen zu reisen, um dort die Türkischrot-Färberei gründlich zu studieren³. Auf der Durchfahrt in Basel besuchte er die Geschäftsfreunde Geigy, Linder und Laroche und langte in einer fünfspännigen Postkutsche über Mülhausen, Kolmar, Lunéville, Nancy, Paris schliesslich in Rouen an.

Als er heimkehrte, schien sich alles gut zu entwickeln. Am 2. Oktober 1820 wurde ein Geschäftsvertrag zwischen Abraham Friedrich Rikli und seinem Schwager Joh. Rudolf Moser zur Gründung der Türkischrot-Färberei A. F. Rikli & Co. abgeschlossen. Ein Färbermeister Jules Banse aus Lyon wurde engagiert³.

In der Rotfarb in Wangen wurde, wie Frau Bolliger im Städtchen, Tochter des letzten Rotfärbers, Vater Tanner, berichtet, zum Färben auch Rindsblut verwendet, das der Fuhrmann der Fabrik jede Woche in Fässern im Schlachthof Solothurn holte.

Doch trotz genauester Einhaltung der von andern Betrieben übernommenen Methoden stellten sich immer wieder zahlreiche Misserfolge ein, die für das Unternehmen eine harte Prüfung darstellten, und wahrscheinlich in der Beschaffenheit des zur Verfügung stehenden Wassers begründet lagen. Es wurde sogar von Geschäftsaufgabe gesprochen, und Abraham Friedrich Rikli dachte daran, mit Frau und 5 Kindern nach Amerika auszuwandern oder

durch Handel mit Heilkräutern einen neuen Verdienst zu suchen. Seine Freunde, wie Verwalter Niehans in Bern, Franz Roth-Gugelmann im Laden zu Wangen, der sich als erster als Bürge angeboten, Hafner J. J. Anderegg, der Schwager Jakob Roth-Rikli, Dr. Gugelmann in Attiswil, dessen Bruder, Dr. Emanuel Gugelmann-Moser in Wiedlisbach, Schwager Dennler-Rikli in Langenthal, Felix Moser in Herzogenbuchsee und andere mehr halfen, das Geschäft wieder flott zu machen. A. F. Rikli konnte seinen Schwager Moser auszahlen und die Rotfarb allein übernehmen. 1828 konnte er an Oberst Effinger schreiben, der zur Zeit der Restauration als Oberamtmann im Schloss zu Wangen residierte: «Unsere Färberei steht, Gott sei Dank, gegenwärtig in schönster Blüte. Wir haben genug Zufuhren, und wenn die Farben weiter so gelingen, wie es seit ungefähr einem halben Jahre der Fall ist, so haben wir für das ganze Jahr genug Bestellungen, um täglich dreihundert Pfund Garn färben und abliefern zu können, wofür uns per Pfund im Durchschnitt 17 Batzen bezahlt wird. Fortwährend können 45 Arbeiter beschäftigt werden.»

Nach der Pariser Juli-Revolution von 1830 musste auch im Kanton Bern die patrizische Regierung endgültig abdanken. Oberamtmann Effinger, der 1824 die Ersparniskasse Wangen gegründet und mit Jakob Roth-Rikli die zweite Talkäserei ins Leben gerufen, verliess Wangen, eine bleibende dankbare Erinnerung hinterlassend.

In jener Zeit neuer politischer Wirren wurde A. F. Rikli in den Verfassungsrat gewählt, welcher eine neue Verfassung für das Bernervolk auszuarbeiten hatte, die am 3. Juli 1831 angenommen wurde. Sie erklärte, die oberste Gewalt liege beim Volke selbst und werde ausgeübt durch selbständige Vertreter. Jede Art von Vorrechten wurde aufgehoben. Das Petitionsrecht und die Pressefreiheit wurden anerkannt. Um die Förderung des Schulwesens erhob sich ein förmlicher Wettstreit. Die edelsten Männer landauf und landab traten mit Begeisterung in die Fussstapfen Pestalozzis und Fellenbergs. Es entstanden die Lehrerbildungsanstalten, die Hochschulen. Das Land hatte tüchtige, ehrsame, gebildete Männer, die begeistert den liberalen Zeitgeist, Gottes schönsten Engel, die Freiheit, im Sinne Gotthelfs begrüßten. A. F. Rikli, Vizestatthalter, schrieb an seinen Sohn Karl Rikli: «Wie Du Dir mit Recht Deinen Vater als einen Verehrer der Freiheit, als einen warmen Vaterlandsfreund vorstellst, so muss ich Dir zur näheren Beleuchtung doch sagen, dass ich nur eine gesetzmässige, auf Ordnung, Ruhe und Recht begründete Freiheit meine, dass ich nur alle Familienvorrechte und Herrscherrechte, die auf Unkosten des Volkes ausgeübt werden, verwün-

sche und dem Grundsatz zugetan bin, dass jeder Staatsbürger gleiche Rechte gemessen und dass die Regierung nach Gesetz und nicht nach Willkür regieren soll. Darum sind die Verfassungen da, die Regierung und Volk binden sollen. Jetzt aber möchten viele unwissende und leider meist gottlose Menschen die Freiheit in Zügellosigkeit und Gesetzlosigkeit umwandeln. Das ist aber keine Freiheit, sondern die traurigste und unerträglichste Despotie.»

Es ging A. F. Rikli wie seinem Zeitgenossen Gotthelf, dem mehr und mehr davor bangte, wenn Leute in leitende Stellungen kamen, die nur mit den niederen Triebkräften der Menschen vertraut waren.

Seine Liebe für das Volk bewährte A. F. Rikli mit der Tat. Er korrespondierte mit Schultheiss Neuhaus in Bern, um ihn für seine Idee zu gewinnen, in der Nähe von Wangen eine Erziehungsanstalt für verwahrloste Knaben zu gründen. Die Sache wurde vom Regierungsrat genehmigt. So entstand die Anstalt im Schachenhof, und viele arme Knaben sind dort erzogen worden, bis im Jahre 1865 die Anstalt niederbrannte und nach Oberbipp verlegt wurde. Einige Zeit vor ihrem Tode (1835) gründete auch die alte Frau Salzfaktorin Rikli-Senn für die Mädchen von Wangen, Ried und Walliswil eine Näh- und Lismerschule in einem Zimmer, das ihr im Schloss zur Verfügung gestellt wurde.

Herr Rauscher, der als Hauslehrer aus Deutschland nach der Schweiz gekommen war, gründete erst im Schloss, später als es frei wurde, im Riklischen Sässhaus eine Privaterziehungsanstalt für junge Leute, die im ganzen Oberaargau und Aargau bekannt wurde. Vor der Gründung der Sekundarschule Wiedlisbach nahmen auch Wangener Söhne und Töchter als Externe an den guten Stunden des Institutes teil.

Im Jahr 1833 wurde A. F. Rikli in Bern zum Sechzehner gewählt. Der Grosse Rat bestand aus 299 Mitgliedern, welchen bei bestimmten Geschäften ein Ausschuss von 16 Mitgliedern des Rates beigegeben wurde. Frau Verena Rikli-Moser ist besorgt, die grosse politische Inanspruchnahme ihres Gatten wirke sich nachteilig auf das Geschäft aus. A. F. Rikli schreibt aus Bern: «Das eitle Treiben der Welt ekelt mich oft so an, dass ich immer wieder auf meinen alten Wunsch zurückkomme, einst und zwar bald in der Einsamkeit wohnen zu können.» Am silbernen Hochzeitstag der beiden (29. September 1842) weihten sie im Beisein ihrer Kinder auf dem Rütihubel das Hüttchen ein. Auf einer Tafel stehen dort noch heute A. F. Riklis sinnige Verse:

Ich bin ein Hüttchen, zum Friedberg genannt,
Drum meide mich jede frevelnde Hand,
Denn männiglich biete ich dar mein Dach
Bei Sturmeswetter und Ungemach.
Doch wünscht mein Erbauer und sein Gesinde,
Dass man mich immer alleine finde
Beim blauen Himmel, zu jeder Frist,
Besonders aber, wenn's Sonntag ist,
Um sich zu erbauen in stiller Ruh
Und die Blicke zu wenden der Heimat zu.

Weil der Geschäftsgang in jenen Jahren gut war, wurde der Plan gefasst, auf dem Rütihubel ein Haus zu bauen, wohin sich A. F. Rikli mit seiner Frau zurückzuziehen wünschte, da nun die älteren seiner sechs Söhne erwachsen und seine drei Töchter verheiratet waren. Am 27. September 1845 wurde der «Friedberg» eingeweiht.

Sieben Jahre früher schon war es A. F. Rikli und Verena Moser eine Herzenssache, die Rotfarbarbeiter nicht nur mit dem bescheidenen täglichen Brot zu versehen (Taglohn für einen Familienvater 1.80 frs.), sondern sich gemeinsam mit ihnen unter das Wort Gottes zu stellen. Zu diesem Zwecke wurde an das neue Rotfarbgebäude ein Saal für tägliche Andachten des Lehrers Schlosser gebaut. (In diesem Gebäude ist heute der Betsaal der evangelischen Gemeinschaft.)

VII

Alle Riklischen Söhne waren stattliche Männer und hatten eine gute Erziehung genossen. Karl, der seine Studien in Bern absolvierte, hätte gerne weiterstudiert, musste aber wegen eines Halsleidens das Studium der Theologie aufgeben und wurde deshalb bestimmt, als Kaufmann in die Rotfärberei einzutreten, der seine Brüder Rudolf und Arnold als technische Leiter vorstehen sollten. Arnold wurde in Elberfeld, in der dortigen Rotfarb weitergeschult. Am 3. Mai 1845 trat er in Wangen in der Rotfarb sein Amt als Färbermeister an, und seine Mutter schreibt von ihm: «Er wird sich als tüchtiger Färber bewähren, es ist eine Freude, ihm zuzusehen, wenn er in blauer Jacke das Garn so flink zu drehen und zu wenden weiss.» Rudolf, der wohl praktischste der Söhne, besuchte die Realschule in Bern, kam von dort nach Neuenburg, um sich nachher in Elberfeld als Chemiker auszubilden. Gott-

lieb durchlief ebenfalls die Schulen von Bern und schwankte einige Zeit zwischen dem Gedanken, Missionar oder Kaufmann zu werden, entschloss sich dann aber doch für den Kaufmannsstand. Die zwei Jüngsten, Samuel und Gottwald, hüteten einstweilen noch die Kühe auf dem Rainhof.

Gottlieb Rikli lernte in Wattwil Jungfer Maria Naef, die Tochter des Fabrikanten Mathias Naef (1792–1846), kennen, und nach der Beiden Verheiratung wurde er Teilhaber der Naef'schen Spinnereien⁴.

Nach Gottlieb Riklis frühem Tode heiratete sein Bruder Samuel (1829–1885) seine Schwägerin und trat, wie sein Bruder, als Teilhaber in das Naef'sche Textilunternehmen. Auf Wunsch der Geschäftsleitung besuchte er die Webschule in Mühlheim bei Köln.

Die Spinnerei Naef in Niederuzwil versorgte die Rotfarb in Wangen mit wertvollen Aufträgen. Von 1867 bis 1876 sass Samuel Rikli im sanktgallischen Kantonsrat, von 1876 bis 1880 im Nationalrat.

In der Rotfarb zu Wangen arbeiteten neben dem sich langsam zurückziehenden Vater A. F. Rikli als Associé der tüchtige Herr Offenhäuser aus Zofingen, der in guten Jahren hier ein Vermögen machte, ferner Karl Rikli-Valet (1818–1899) und Arnold Rikli-Landerer (1823–1906). Karl Rikli war in die Rotfarb eingetreten, als der langjährige Prokurist und Familienfreund Vater Lanz Wangen mit Wattwil vertauschte, wo er als Teilhaber von Oberst Raschle-Roth in die dortige Baumwollweberei eintrat. Bei so vielen Mitarbeitern wurde der Gewinn der Rotfarb in gar manchen Teil geteilt und mehrmals, heisst es in der Riklichronik, «war schon auf Mutters Anregung der Gedanke aufgetaucht, einer oder mehrere der Söhne sollten im Ausland eine Filialrotfärberei gründen. Mutter bat die Kinder in Niederuzwil, sie möchten den Vater, der für diese Pläne nicht besonders eingenommen war, aufmuntern, einzuwilligen.» Diese Pläne wurden aber verzögert durch den Freischarenzug des Jahres 1845.

Als die Mehrheit der Tagsatzung von 1844 gegen die Ausweisung der Jesuiten war, in welchen viele Vaterlandsfreunde eine Gefährdung der Einheit der Eidgenossenschaft sahen, bildeten sich Freischaren, die den Patrioten in Luzern, vorab Dr. Steiger, zu Hilfe eilen wollten. Der Artilleriehauptmann Rudolf Rikli schloss sich mit seinen Getreuen, ein grünes Tannreis und die rotweisse Binde als Erkennungszeichen angesteckt, mit der Bipperkanone dem zweiten Freischarenzug an. Er kam bei Malter's ins blutige Gefecht, wurde gefangen genommen, konnte entweichen, wurde aber auf der Flucht im Pilatusgebiet verraten, zu Sachseln wieder gefangen gesetzt und mit an-

dern Gefangenen zwei und zwei am Ellbogen aneinandergefesselt, alle durch ein Seil verbunden und von Scharfschützen eskortiert, nach Luzern transportiert. Ende April 1845 wurden die Freischärler losgekauft. Die Bipperkanone wurde als Siegestrophäe dem Kanton Schwyz zugeteilt.

Nach der Aufhebung der Klöster im Aargau begann eine rege Tätigkeit des katholischen Bundes. Die 7 Orte wählten einen Kriegsrat und unterhandelten mit Paris, Turin und Wien. Es ist das bleibende Verdienst General Dufours, dass er den ausbrechenden Bruderkrieg, den daraus entstandenen Sonderbundsfeldzug des Jahres 1847 innert 25 Tagen beendete, und zwar so, dass ihm sogar der päpstliche Nuntius in Luzern für die gute Aufführung der eidgenössischen Truppen dankte. Rudolf Riklis Vetter, Artilleriehauptmann Jakob Roth-Moser, brachte die Bipperkanone aus dem Sonderbundsfeldzug nach Hause, und heute ist sie wohlverwahrt im Museum in Wiedlisbach.

Die Schweiz war nun einig, und nach dem Vorbild der Verfassung der amerikanischen Staaten (1776) wurde 1848 die schweizerische Bundesverfassung geschaffen, die es der Schweiz ermöglicht, sich statt in Revolutionen in ruhigen Evolutionen weiter zu gestalten.

VIII

In jenen für die Schweiz so entscheidenden Jahren glaubte Karl Rikli-Valet bei Seebach in Kärnten den geeigneten Ort für eine zweite Rotfarb gefunden zu haben. Im Sommer 1846 reiste Arnold Rikli-Landerer mit Frau und Kindern nach Österreich. 1847 folgte Karl Rikli-Valet nach. Es mussten auch Arbeiter aus der Schweiz herbeigezogen werden, und die Einrichtungen und Maschinen verschlangen viel Geld. Vorübergehend kam auch der tüchtige Rudolf Rikli nach Seebach, kehrte aber 1849 nach Wangen zurück, wo die Rotfarb dank der kaufmännischen Leitung von Herrn Offenhäuser und der technischen von Rudolf Rikli gute Zeiten hatte. In Seebach aber ging es bald bergab. Abraham Friedrich Riklis Sehnsucht nach Ruhe und Frieden auf dem Friedberg war sehr gestört, wenn morgens beim Frühstück Briefe von Seebach vorlagen. Von Karl Rikli-Valet heisst es in der Chronik, dass er sich gewissenhaft seinen Aufgaben widmete, aber nicht mit jener Energie, die im modernen Geschäftsleben erforderlich ist. Das Geschäft war für ihn, der in sieben Sprachen zu Hause war und wissenschaftliche Interessen² hatte, die

Küche, welche in keinem Hause fehlen darf, er aber flüchtete sich nach getaner Arbeit ins Studierzimmer und lebte nach dem Geschäft sein zweites Leben. Sein Bruder Arnold, ein genial begabter Mensch, der schon früh innerlich getrieben wurde, der Natur ihre Geheimnisse abzulauschen, war ebenfalls kein moderner Geschäftsmann. Nach dem Zusammenbruch in Seebach gründete Arnold in Veldes seine Naturheilanstalten und wurde ein berühmter Mann. An der alten Rotfarb in Wangen steht die Gedenktafel: «Arnold Rikli, 1823–1906, Sonnendoktor, Begründer der Luft-, Licht- und Sonnentherapie, 1941 gewidmet vom Schweiz. Verein zur Hebung der Volksgesundheit.»

Im Offenhäuserschen Kreise fand Rudolf Rikli in Fräulein Mathilde Suter, Tochter des Majors Suter aus Zofingen und einer Engländerin, seine wertvolle Lebensgefährtin, die ihm half, die Rotfarb in Wangen durch die Seebachschen Erschütterungen hindurchzuführen.

Als Seebach 1857 auf 1858 ganz aufgegeben werden musste, kam Karl Rikli-Valet mit sieben Kindern, Hauslehrer und Köchin im August 1858 auf den Friedberg zu den Eltern, wo A. F. Rikli gehofft hatte, einen stillen, ruhigen Lebensabend verbringen zu können.

Trotz allem Schweren folgte aber auf die Seebachstürme, wie es in der Riklichronik heisst, eine schöne, stille Zeit: «die Eltern waren so geläutert und in sich ergeben, der echte Frieden war ihnen anzuspüren».

Welch trauliches Bild mag es gewesen sein, die Eltern Rikli zur Dämmerstunde auf dem warmen Friedbergofen sitzen zu sehen, wenn draussen im Walde Schneestürme die Tannen schüttelten. Vater Abraham Friedrich Rikli war ein Meister im Erzählen, und was hatte er nicht alles aus seinem reichen Leben zu erzählen, wenn er seine Pfeife rauchend im Lehnstuhl sass! Er sah sich als Knabe in seinem Ermitagehüttchen an der Aare, wenn er seine Gedanken in die Zukunft schweifen liess, und als reifer Mann im Friedberghüttchen, wenn er sie nach dem Sinn des Lebens fragen hiess. Sein ganzes vergangenes Leben zog an ihm vorbei, der Beruf, den er nicht aus Neigung gewählt, dem er aber in Arbeitsamkeit und Rechtschaffenheit nachgegangen war. Er sah seine Familie vor sich, seine 6 Söhne und die 3 Töchter, die Sohnsfrauen (die Rikli hatten im allgemeinen Glück mit ihren Frauen), die Schwiegersöhne (Dr. Hopf in Thun, Pfarrer Mégnin in Allondans, Pfarrer Furrer in Aeschi), die sich alle dem guten Familiengeist anschlossen. Und doch, so mochte er sich fragen, ob der versteckte Stolz, zu den angesehensten Landfamilien zu gehören, den er schon frühe als Gefahr erkannt hatte, ob der

Hochmut, dieser gefährlichste menschliche Fehler, weil er sich neben Tugenden verstecken kann, daran schuldig war, wenn er jetzt wehmütig bekennen musste: «Ach ich möchte da und dort so gerne helfen, aber jetzt bin ich ein armer Mann.» «Non est mortale quod opto» (Nichts Sterbliches ist es, das ich mir wünsche). Dieser Wahlspruch seines Vaters mochte in solchen Augenblicken vor ihm stehen, verbunden mit der innern Erkenntnis, dass dieses Erdenleben eine Schule für ein ewiges Leben ist.

In den Tagen des Heimgangs von Abraham Friedrich Rikli, 15. Februar 1866, kam der jüngste Sohn Gottwald aus Brasilien heim und verlobte sich mit seiner Cousine Rosalie Linder aus Basel⁵. Das war das letzte freudige Erlebnis im Leben von Frau Verena Rikli-Moser, die am 2. Dezember 1868 ihrem Gatten im Tode nachfolgte.

Im Jahre 1871 berührten wiederum weltgeschichtliche Ereignisse das kleine Wangen. Soldaten der in die Schweiz abgedrängten Bourbakiarmee wurden in der Rotfarb interniert. Auf dem Kilchhof zu Wangen erinnert an der Südmauer eine Grabplatte an die hier verstorbenen jungen Franzosen.

Neben medizinischen entwickelten sich in der Familie Rikli weiterhin auch theologische Neigungen. Rudolf Rikli-Suters Sohn August war von 1891 bis 1898 Arzt in Wiedlisbach, 1898–1928 Chefarzt des Bezirksspitals Langenthal und zudem Rotkreuz-Chefarzt. Die sozialdemokratische Partei entsandte ihn während drei Amtsperioden als Vertreter in den Nationalrat. Sein Bruder, Benjamin, geboren 1868, war Pfarrer in Roggwil 1891–1900, dann in Meiringen bis 1907 und später an der Nydeggkirche zu Bern.

In der Rotfarb Wangen begann sich 1880 noch unter der Leitung von Rudolf Rikli-Suter (1819–1882) und dann unter seinem Sohn, Rudolf Rikli-Fisch, das Exportgeschäft wieder gut zu entwickeln, zuerst nach Holland und der Türkei, später namentlich nach Indien und dem fernen Osten.

Mit den anhaltenden Fortschritten in der Chemie und dem von der Krappwurzel erhaltenen Farbstoff gelang es, das Alizarin synthetisch herzustellen, was zu einer grossen Umstellung in der Rotfärberei führte. Der Farbprozess wurde bedeutend vereinfacht. An Stelle des vielen Schmierens mit Olivenöl war nur noch eine einzige derartige Prozedur mit dem aus Rizinusöl gewonnenen Türkischrotöl notwendig. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden in den verschiedenen Ländern Färbereien direkt den Textilbetrieben angegliedert oder in deren Nähe errichtet, was durch das Aufkommen der Anilinfarben, die den Farbprozess vereinfachten, begünstigt wurde. Aus den Überlegungen heraus, dass die Exportmöglichkeiten in der Zukunft sich

schwieriger gestalten werden, sah sich Rudolf Kikli-Fisch um die Jahrhundertwende veranlasst, den Betrieb einzustellen und die ganze Anlage zu liquidieren, vielleicht zu früh, denn von einer ähnlichen Rotfarb der Ostschweiz weiss man, dass sie ausgerechnet in der Zeit von 1900–1914 ihre beste Konjunktur erlebte. Seither allerdings hat sie ihre Fabrikation längst auch auf einen andern Industriezweig umgestellt.

Nach Schliessung der Rotfarb zog Rudolf Rikli-Fisch mit seiner Familie in die Ostschweiz, die je und je so viele freundliche Beziehungen mit der Familie Rikli unterhalten hatte; von dort stammte auch seine Gattin, die Tochter des Herisauer Spitalarztes Dr. med. Fisch.

Die Arbeiter und Arbeiterinnen der Türkischrot-Färberei in Wangen, die Wächter-Sami, Rubi-Sami, Vater Tanner und wie sie alle hiessen, die in einem patriarchalischen Verhältnis zu der Familie Rikli gestanden, bebauten neben der Fabrikarbeit meistens ihre kleinen Heimatli in Walliswil und Wangenried und fanden zum Glück in andern Industrieunternehmen neue Arbeit.

Der Friedberg in Wangen kam nach dem Tode von Frau Verena Rikli-Moser in den Besitz des Burgdorfer Leinenfabrikanten Leopold Fankhauser, der mit Verena Rikli, der Tochter des Karl Rikli-Valet verheiratet war. Das Jahr 1876 brachte Wangen den Schienenstrang und Leopold Fankhauser die Möglichkeit, sich von Wangen aus an einem chemischen Unternehmen in Basel zu beteiligen. Als die Familie Fankhauser später ganz nach Basel übersiedelte, kaufte der Sohn von Gottlieb Rikli-Naef, Niederuzwil, Mathias August Rikli, verheiratet mit Louise Moser aus der Scheidegg in Herzogenbuchsee, den Friedberg. Seine Grosssöhne Mathias Rikli-Montigel und Heinrich Rikli-Barth bewohnen ihn heute.

X

In unserer Zeit, der es darum geht, dass die ganze Menschenfamilie der Erde, weiss und farbig, sich verstehend findet, gemeinsam sich die Erkenntnisse der Wissenschaften zu eigen machen möchte, sind Familiengeschichten, wie die hier geschilderte, wohl in manchen Augen überlebt. Überlebt ist eine falsche Romantik, die an allem Alten und Vergangenen klebt und ihm nachtrauert. Wertvoll aber bleibt eine Romantik, die auf Bleibendes zurückkommt, «auf das immer wieder zurückgekommen werden muss», wie auf die

Kenntnis des menschlichen Herzens, seiner Triebkräfte, seiner Erfahrungen, die Glück und Unglück im Schicksal der einzelnen Familien wie dem der Völker mitbedingen. Das Altertum wusste, dass der Mensch sein Schicksal nicht ändern kann, es sei denn, dass er versuchen würde, auf sein Herz einzuwirken: eine Erkenntnis, die in die Worte des Kirchenvaters Augustin einmündet: «Gott, zu Dir sind wir erschaffen, und unser Herz ist ruhelos, bis dass es ruhet in Dir.»

Helene Roth

- ¹ Amelie Furrer-Rikli, Chronik der Familie Rikli von Wangen a.d.A. Bd. II und III. 1795–1868, 456 Seiten, Meiringen 1916. Der erste, handschriftliche Band ist noch nicht ediert.
- ² Karl Rikli, 1791–1845, erster evangelischer Pfarrer in Luzern, Seminardirektor in Münchenbuchsee 1835–1843, Verfasser der ersten Kinderbibel für die bernischen Primarschulen. Er ist zu unterscheiden von seinem Neffen Karl Rikli-Valet, 1818–1899, Teilhaber der Rotfarb. vgl. seinen posthum erschienenen Beitrag aus der Geschichte Wangens im Berner Taschenbuch auf das Jahr 1900.
- ³ Nach einem alten Lehrbuch wurde beim Türkischrot-Färben folgendes Verfahren angewendet: Auskochen des Farbgutes, Behandlung mit Kuhkotbeize und Olivenöl, erste Laugenbeize, dann Ölbeize, Degraissieren, Gallieren mit Galläpfeln, Alaunen, Reinigen, Färben mit Krapp, einer Wurzel aus Südfrankreich, welche die Ökonomische Gesellschaft auch in der Schweiz anbaute, Behandlung mit Pottasche und Seife, Roseieren mit Zinnsalz und Salpetersäure, Seifen und Waschen, Besonnung zur Förderung der Leuchtkraft.
- ⁴ Untertoggenburger Neujahrsblätter 7./8. Jahrgang, 1935/36. «Niederuzwil und das Haus Mathias Naef» von Dr. Otmar Widmer. Franz Ott: in «Männer eigener Kraft», Leipzig und Berlin, über Mathias Naef, den Toggenburger Fabrikherrn. Die Familien Naef und Rikli erhielten 1852 das Ehrenbürgerrecht von Henau.
- ⁵ Von Gottwald Rikli stammt Professor Martin Rikli, geboren 1868, ab, Konservator der botanischen Sammlungen der ETH in Zürich, Initiant zahlreicher grosser Studienreisen nach Grönland und den Mittelmeerländern.